

Wer glaubt, „seine Rehe“ im eigenen Revier gut zu kennen, kann trotzdem Überraschungen erleben. Die Anpassungsfähigkeit der Rehe an unterschiedliche Lebensbedingungen wirft starre Berechnungen und verallgemeinernde Ansichten über den Haufen. Über aufschlußreiche Ergebnisse berichtet hier Dipl.-Ing. Stefan Fellingner (Institut für Wildbiologie und Jagdwirtschaft der Universität für Bodenkultur, Wien).

Der wildbiologische Informationstag der Kärntner Jägerschaft stand vor zwei Jahren unter dem Thema „Das Reh, ein unbekanntes Wesen“. Warum wurde wohl das Reh, das in fast allen Revieren vorkommt und jedem Kind bekannt ist, als „unbekanntes Wesen“ bezeichnet? Aber welcher Jäger weiß wirklich, wie viele Rehe er im Revier hat, wie das Geschlechterverhältnis ist, oder ahnt wenigstens, wie sehr sich das Reh seiner Beobachtung entziehen kann?

Immerhin ist zu diesen Fragestellungen schon mehr erforscht worden, als vielen Jägern bekannt sein dürfte. Was hilft's, wenn Forschungsergebnisse, die für die Jagdpraxis von weitreichender Bedeutung sind, nicht zur Kenntnis genommen werden! Das Interesse am Thema und die Bereitschaft dazuzulernen, ist zwar bei zahlreichen Jägern vorhanden. Das zeigt schon die weite Verbreitung moderner Rehwildbücher wie „Über Rehe ...“ (Herzog Albrecht von Bayern) und neuerdings vor allem „Rehwild heute“ (Bruno Hespeler). Aber die „Keimruhe“ dauert noch immer lange Zeit, bis die von der Wissenschaft gefundenen und von der Praxis bestätigten Erkenntnisse Allgemeingut der Rehwildjäger werden.

Die „Unsichtbarkeit“ des Rehwildes

Es wird in letzter Zeit immer häufiger behauptet, daß wesentlich mehr Rehe als vermutet im Wald leben. Aber spätestens nach mehreren erfolglosen Ansitzen tauchen Zweifel an einer hohen Rehichte im eigenen Revier auf. „Erfahrungsgemäß widersetzt sich jeder Kenner eines Rehwildjagdrevieres emotional der Vorstellung, daß auch er in dem ihm persönlich doch so vertrauten Revier den Bestand seines Rehwildes fehlschätze“, schreibt Ellenberg (1984).

Die Tatsache, daß es Rehe gibt, die man regelmäßig beobachten kann, verleitet manchen Jäger dazu zu glauben, daß er praktisch alle seine Rehe kennt. Dabei wird meist nicht bedacht, daß es im gleichen Gebiet noch andere Rehe gibt, die viel heimlicher sind und die man deswegen eben kaum zu Gesicht

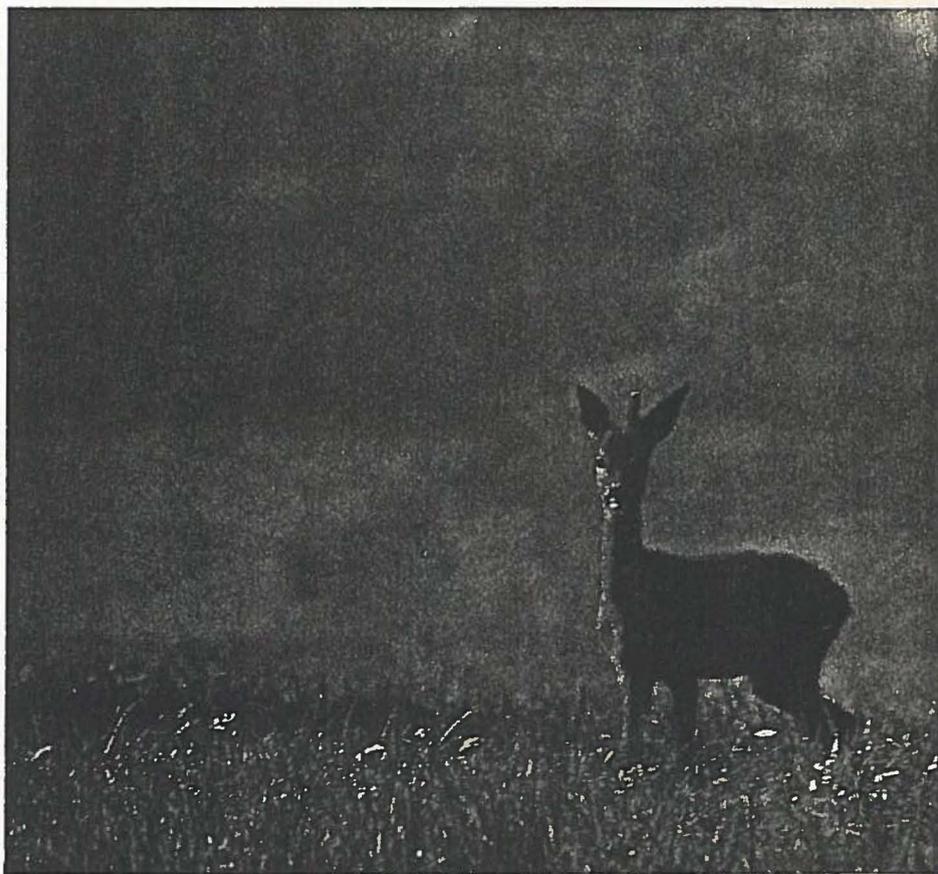
bekommt. Und schließlich werden auch nur selten alle Revierteile gleichmäßig oft begangen bzw. sind jagdlich gleichwertig erschlossen.

Diese Zusammenhänge werden auch durch Beobachtungen von Kurt (1970) bestätigt: Er durchstreifte regelmäßig ein Gebiet, in dem fünf zahme (handaufgezogene und freigelassene) und 31 individuell unterscheidbare wilde Rehe

Es ist erstaunlich, daß selbst im Altholz völlig frei stehende Rehe häufig erst dann bemerkt werden, wenn sie abspringen. Ist das Sehvermögen des „Räubers“ Mensch stärker auf Bewegungen fixiert, als er glaubt? Sicherlich wird in der Regel auch die Fähigkeit der Rehe, sich zu drücken, unterschätzt. Dazu Anderson (1953): Im Februar 1956 fingen er und seine Mitarbeiter 38

Rehwild: Fragen und

Rehe sind Meister in Versteckspiel und Anpassung



lebten. Die Häufigkeit der Beobachtungen der einzelnen Rehe innerhalb einer gewissen Zeitspanne wurde notiert. Bei den wilden Rehen schwankte die Anzahl der Beobachtungen von 1 bis 23. Die zahmen Rehe wurden im Mittel 30mal gesehen, während die im gleichen Gebiet vorkommenden „Wilden“ (gleichen Geschlechts und gleicher Altersklasse) durchschnittlich neunmal gesehen wurden; also mehr als dreimal seltener. Wie viele Rehe noch in diesem Gebiet lebten, die nie gesehen werden konnten bzw. nicht eindeutig unterscheidbar waren, war leider nicht bekannt. Auch Ellenberg (1978) berichtet von vertrauten und heimlichen Rehen. Er weist sogar nach, daß solches Verhalten der Geißen auf ihre Kitze übertragen werden kann.

Rehe, markierten sie und entließen sie wieder in den isoliert liegenden Wald. Anschließend wurde von sechs erfahrenen Wildkennern mit gut abgerichteten Hunden versucht, beim Durchkämmen des Waldstückes möglichst viele Rehe in Anblick zu bekommen.

Nach mehreren Stunden hatten sie insgesamt elf Rehe gesehen. Vier davon waren markiert. Spätere Beobachtungen und Ergebnisse von Jagdstrecken ergaben, daß die fehlenden Rehe den Wald nicht verlassen, sondern sich einfach erfolgreich versteckt gehalten hatten.

Zum Schluß ein Bericht von Ellenberg (1978): In einem 15 ha großen Gehege wurden 34 von 46 sicher vorhandenen Rehen erlegt und vier Stück Fallwild gefunden. Die sieben bis acht überle-

benden Rehe und ihre Nachkommen (das entspricht einer Wilddichte von mindestens 70 Stück/100 ha!) waren noch nach zwei Jahren dermaßen scheu, daß sie mit herkömmlichen Jagdmethoden wie Ansitz und Pirsch kaum bejagbar waren, obwohl in der Zwischenzeit in diesem Gehege keinerlei Störungen vorkamen und auch nicht gejagt wurde.

Antworten

an den Lebensraum

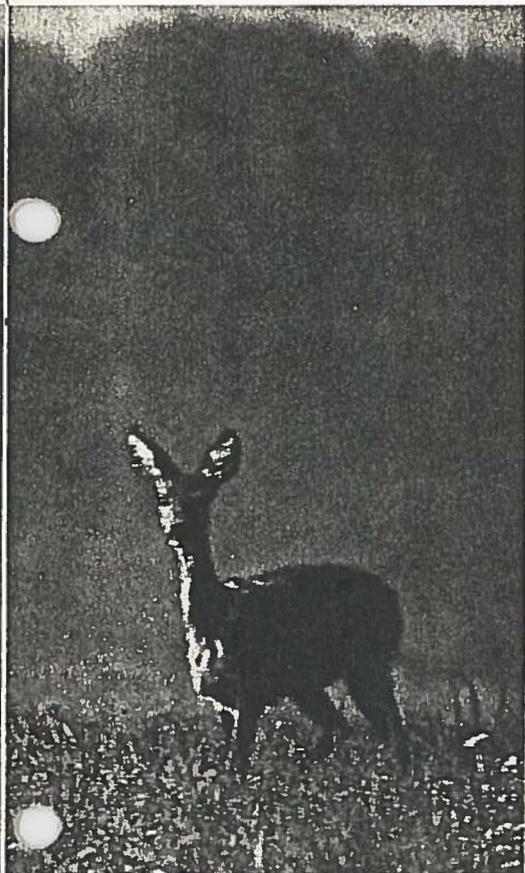


Foto Meister

Wie viele Rehe gibt es im Wald?

Rehwildkenner sind im allgemeinen davon überzeugt, daß man die Größe des Rehwildbestandes eines Waldgebietes nicht kennen kann. Mittels Zähltreiben, Totalabschuß, Lincoln-Index u. dgl. als für die jagdliche Praxis aber in der Regel zu aufwendigen bzw. undiskutablen Methoden kann es manchmal doch gelingen, fundierte Aussagen über die Bestandesgröße machen zu können.

Auch nachhaltig hohe Strecken auf großer Fläche können als Hinweis auf eine Mindestdichte herangezogen werden. Beispiele aus Baden-Württemberg: Im Bereich der Forstdirektion Tübingen (34 000 ha Jagdfläche, 72 Prozent Waldanteil) werden schon seit mehreren Jahren durchschnittlich rund

15 Rehe je 100 ha Jagdfläche erlegt. Einzelne Staatsforstämter erreichen Spitzenstrecken bis zu 23 Stück Rehwild/100 ha Wald (mit in der Regel geringen Feld- und Wiesenanteilen). In sämtlichen staatlichen Eigenjagden dieses Bundeslandes werden durchschnittlich etwa 8 Rehe/100 ha Wald erlegt.

Auch in Österreich gibt es Reviere mit nachhaltig ähnlich hohen Abschüssen. Diese Beispiele wurden angeführt, um zu zeigen, daß es vielerorts durchaus mehr als die offiziell meist angegebenen 8 bis 15 Rehe/100 ha Wald gibt.

Die Frage, wie viele Rehe es im Wald gibt, wird wohl in den meisten Revieren nach wie vor unbeantwortet „im Wald stehen bleiben“ müssen. Sicherer und einfacher als die Feststellung der absoluten Rehdichte ist die Erforschung der relativen Dichte, ihrer Änderungstrends und der Ursachen für Dichteunterschiede. Forstliche Maßnahmen sind eine der Hauptursachen, welche Dichteänderungen in Raum und Zeit bewirken können.

Einfluß der Forstwirtschaft auf die Rehdichte

„Der mitteleuropäische Forstmann ist sich im allgemeinen – und ob er nun außerdem noch Jäger ist oder nicht – über seine biotopschaffende und -verändernde Rolle viel zuwenig im klaren, als daß er auch bewußter entsprechende Konsequenzen zieht und seinen ökologischen Handlungsspielraum voller und besser nutzt“, schreibt Gossow (1983).

Es ist allgemein bekannt, daß sich die Beseitigung von „forstlichen Unhölzern“, einseitige Baumartenwahl und Herbizideinsatz nachteilig auf das Wild auswirken und die Wildschadenanfälligkeit des Waldes erhöhen. Abgesehen von Abschußsteigerung und Wildfütterung (deren schadensenkende Wirkung allerdings beim Rehwild in vielen Fällen anzuzweifeln ist) versuchen in letzter Zeit zunehmend Forstleute, etwas in dieser Richtung (naturnähere Waldwirtschaft) für den Wald (und damit gleichzeitig auch für das Wild) zu tun. Wie sich die biotopschaffende und -verändernde Tätigkeit des Forstmannes (Wahl der waldbaulichen Betriebsform, Baumartenwahl, Waldpflege und -erschließung) auf einen Wildbestand auswirkt und welche Konsequenzen die Forstleute daraus ziehen sollen, ist erst in Ansätzen erforscht.

So wurde z. B. erst 1977 von Gossow auf einer forstlichen Hochschultagung als „Arbeitshypothese“ geäußert, daß die *Besiedlungsattraktivität* eines Revieres für Rehwild vorwiegend vom Deckungsangebot (-verteilung) ausgehen könnte und nicht primär oder ausschließlich vom Äsungsangebot. Inzwischen hat Reimoser (1978, 1985) belegt,

daß sich in einem Forstrevier auf der Koralpe die höchste Wilddichte nicht im äsungsoptimalen, sondern im randzonenoptimalen Gebiet einstellte und daß im schlagweisen Altersklassenwald mit Kunstverjüngung auch die Wildschäden kritischer ausfielen als im naturnah verjüngten Vergleichsrevier.

Als forstliche Konsequenz zur Verringerung der Verbißschäden forderte er deshalb vorrangig die Umstellung der waldbaulichen Betriebsform auf *mehr Naturverjüngung*.

Auswirkungen der „biotopschaffenden und -verändernden Tätigkeit des Forstmannes“ in Laubwaldgebieten und auf verschiedene Wildarten wurden bisher noch kaum näher analysiert und belegt.

Die Lebensmöglichkeit für Rehe ergibt sich aus dem verfügbaren Nahrungsangebot und dem auch deckungsabhängigen Besiedlungsanreiz. Letzterer wird vor allem durch die Randlindendichte (Bestandesgrenzen), das Deckungsangebot und die Topographie (Geländeform) bestimmt. Dabei kommt der Beziehung dieser Faktoren zueinander eine entscheidende Bedeutung zu. Gerade das Rehwild reagiert sehr sensibel auf Veränderungen der Zusammensetzung des Waldes (horizontale und vertikale Bestandesstruktur).

Folgende forstliche Eingriffe wirken sich z. B. *günstig* auf das Rehwild aus:

- *Schaffung von Mischbeständen:* Es ist allgemein bekannt, daß ein hoher Laubholzanteil, der reichlich Mast, Laub- und Knospenäsung bietet, eine höhere Rehwilddichte ermöglicht. Aber auch die Fichte, die meist als „wildfeindliche“ Baumart abgestempelt wird, kann positive Auswirkungen auf den Rehbestand haben. In Laubwaldgebieten, besonders in Buchenwäldern, wirken sich der gute Klimaschutz der Fichtendickungen und der Bodenbewuchs der Fichtenalthölzer im Gegensatz zu den Buchenalthölzern, die ohne Bodenbewuchs sind, vergleichsweise *günstig* aus.

- *Forstliche Erschließung:* Durch den Bau von Forststraßen und Rückwegen fällt Licht auf den Waldboden, wodurch sich entlang ihren Rändern häufig eine üppige Bodenvegetation bilden kann.

- *Frühzeitige Läuterung und Durchforstung:* Dadurch wird schon in den Einständen für reichliche Äsung gesorgt und einem Deckungsüberhang entgegengewirkt.

Daraus ist erkennbar, daß der Forstmann sehr wohl auf die Verbißschäden Einfluß nehmen kann. Sowohl positiv als auch negativ.

In der nächsten „Pirsch“ folgen Überlegungen zu Geschlechterverhältnis und Altersgliederung.